

BERTUCHS WELTLITERATUR FÜR JUNGE LESER



Kennst du
Heinrich von
Kleist?

Vorge stellt von
Arno Pielenz


Bertuch

Inhalt

»... die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war.«	7
Der letzte Schritt (1811). Die ersten Schritte: Kindheit, Unterricht, Militär (1777–1799)	7
Reisen und Suchen (1799–1801)	15
<i>Studium und Verlobung</i>	15
<i>Die Würzburger Reise</i>	17
<i>Lebenskrise</i>	19
<i>Reise nach Paris</i>	20
Atemholen in der Schweiz. Neue Reisen, neue Krisen (1802–1804)	21
Akten und »Versche« (1804–1806)	23
Freiwillige und unfreiwillige Reise (1807)	24
Neue Pläne, neues Scheitern (1807–1809)	27
»... in die Waage der Zeit werfen«	29
Letzter Plan, letztes Scheitern (1810–1811)	31
»Denn über alles siegt das Rechtgefühl«	33
Michael Kohlhaas	35
Der zerbrochne Krug	61
»Vertrauen auf uns, Einigkeit unter uns«	81
Das Erdbeben in Chili	82
Das Kätchen von Heilbronn	99
»... ein Blatt für alle Stände des Volks«	109
Franzosen-Billigkeit	111

Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege	111
Der Branntweinsäufer und die Berliner Glocken	113
Anekdote aus dem letzten Kriege	114
Anekdote (Bach)	115
Anekdote (Kapuziner)	116
Anekdote (Jonas)	117
Der verlegene Magistrat	117

»Zu den Waffen! Zu den Waffen!«	119
Germania an ihre Kinder	120
Prinz Friedrich von Homburg	122
Das letzte Lied	133

Nachruhm	134
-----------------------	-----

BIOGRAPHISCHER ÜBERBLICK	136
WORTERKLÄRUNGEN	140
QUELLENANGABEN	140
LITERATUR ÜBER KLEIST	141
BILDNACHWEIS	141
ÜBER DEN VERFASSER	142

»... die Wahrheit ist,
daß mir auf Erden
nicht zu helfen war.«

Heinrich von Kleist im letzten Brief an seine Schwester Ulrike

Der letzte Schritt | 1811

Die ersten Schritte: Kindheit, Unterricht, Militär | 1777–1799

Über nichts in Kleists Leben sind wir so gut informiert wie über seinen Tod. Im Akten-Material über »Kleists letzte Stunden« findet sich auch das Vernehmungsprotokoll des Wirts, bei dessen Gasthaus der aufsehenerregende Doppelfreitod stattfand:

»Verhandelt auf dem Stimmingschen Krüge bei Potsdam den 22ten November 1811.

Der vorgeforderte Gastwirth Stimming, ließ sich nach vorgängiger Ermahnung zur Wahrheit, dahin vernehmen: Ich heiße Johann Friedrich Stimming, bin 45 Jahr alt, lutherischer Confession, und Besitzer dieses Gasthofes. Zur Sache. Es kamen am Mittwoch, den 20ten huj.¹ Nachmittags zwischen 2 u. 3 Uhr zwei mir unbekannte Personen, ein Herr, und eine Dame, mit einem Lohnkutscher von Berlin gefahren, u. stiegen in meinem Gasthofe ab. [...] Sie verlangten am Abend 4 Lichter, imgleichen Schreibzeug, und sowohl ich als meine Hausgenossen haben sie noch spät in der Nacht in den Zimmern umhergehen hören, und auch gesehen. Um 4 Uhr Morgens am Donnerstag früh, verlangten beide jedoch nur eine Portion Caffee, der ihnen gereicht wurde, und um 7 Uhr Morgens abermals eine. [...] Hiernächst gingen beide ab und zu, vor dem Hause

¹ Worterklärungen am Schluss des Bandes

spazieren, und unterhielten sich zwischen 2 u. 3 Uhr sehr freundschaftlich mit mir. Beyde ließen hierbey nicht die geringste Unruhe, Furcht oder Betrübniß blicken, sondern erkundigten sich nach den Environs, nach der Pfauen Insel, ob man nach der zunächst gelegenen Insel gelangen könne, ob da Leute wohnten, und dergl. Ich ertheilte Auskunft, fragte, ob sie nicht dorthin spazieren wollten, und gab ihnen die Anweisung, wie sie dorthin gelangen könnten. Sie erklärten, aber diesen Spatziergang nicht machen zu wollen, verlangten vielmehr Caffee, und erkundigten sich wiederholentlich, und dem Anschein nach sehr angelegentlich, ob der Bote mit dem Briefe nun wohl in Berlin seyn könnte. Es war 3 Uhr, und ich erwiderte, daß der Bote zwischen 3 u. 4 Uhr gewiß in Berlin eintreffen könnte. Zugleich bestellten sie Abendessen für zwey Herren, die noch aus Berlin eintreffen würden. Sie gingen hiernächst abermals fort, und hinterließen, daß ihnen der Caffee nachgebracht werden sollte. Meine Ehefrau wunderte sich zwar hierüber, daß die Herrschaften an einem kalten Wintertage den Caffee im freyen verzehren wollten, wir hatten indeß nichts Arges und schickten die Ehefrau des Tagelöhners Riebisch hinter ihnen her, indem wir sie noch vom Hause aus am See sehen konnten, wo beide umhersprangen, und Steine in das Wasser warfen.

Die Riebisch kam gleich zurück, und sagte, daß die Herrschaften einen Tisch und zwey Stühle verlangt hatten. Diese schickte ich durch den Tagelöhner Riebisch, und dessen Ehefrau hin. Der Riebisch ist gleich zurück gegangen; die verehl. Riebisch aber dort geblieben. Noch ehe beide Fremde den Caffee verzehrt hatten, schickten sie die p. Riebisch abermals fort, und verlangten zu wissen, was sie für den Caffee schuldig wären.

Ich ließ ihnen durch dieselbe zurücksagen, daß das nichts ausmache, da sie noch nicht abreißen, und sich wohl finden würde. Nachdem ihnen die Riebisch dies bekannt gemacht, ist sie nach ihrer Angabe von der Dame aufgefordert worden, das Caffeezeug zurückzutragen, eine Obertasse, worinn sie die Bezahlung für den Caffee gelegt, rein auszuwaschen und wieder zurück zu bringen. Die Riebisch nimmt den Tassen-Kopf, und hat sich von der Heide bis zur Chaussée entfernt, als sie einen Schuß fallen hört. Sie glaubt, daß die Herrschaften einen Scherz treiben, geht fort, und kömmt ungefähr bis an die Wilhelms

Brücke, also 60 Schritt weiter, als sie einen zweiten Schuß fallen hört. Ohne etwas zu ahnden, geht sie fort, kam hier ins Haus, und ging, nachdem die Tasse verlangtermaßen, gereinigt worden, wieder zurück. Bald kömmt sie aber zurückgestürzt, und eilt in ein ihr mir gegenüber liegendes Haus, wo sie denn erzählt, daß sie beide Fremde todt liegen gesehen. [...] Meine Aussage ist der Wahrheit gemäß. prael. rath. et subs. Stimming«

Wir kennen die Obduktionsprotokolle und die Gebührenabrechnung des Pfarrers und der obduzierenden Ärzte. Wir wissen genau, wie Henriette Vogel und Kleist ums Leben kamen. Aber warum? Henriette war unheilbar krank, das bestätigte auch die Obduktion. Aber Kleist? Warum? Das fragten sich schon die Zeitgenossen, und sie fanden die unterschiedlichsten Erklärungen. Nahezu einig waren sie sich in der Verurteilung des Freitods. Er brachte Kleist jene Aufmerksamkeit, die man dem Dichter zu Lebzeiten stets versagt hatte. Erst



Von Kleist existieren nur wenige Bilder; verbürgt ist die Echtheit dieses kleinen Porträts von Peter Friedel, 1801.

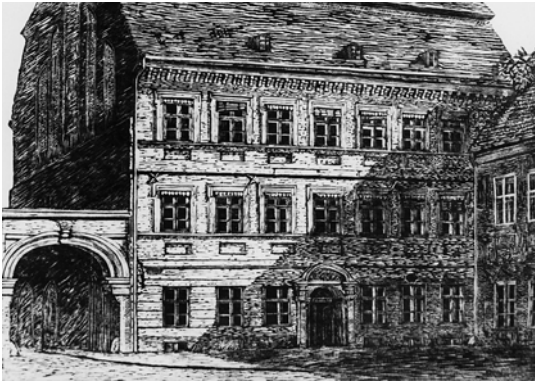
spätere Generationen kamen zu mehr Verständnis, ohne dass sie die Frage nach den Gründen endgültig beantworten konnten.

Friedrich Hebbel hat dreißig Jahre nach dem Tode Kleists der Welt die Schuld gegeben, die den Dichter verkannte:

*Er war ein Dichter und ein Mann wie Einer,
Er brauchte selbst dem Höchsten nicht zu weichen,
An Kraft sind wenige ihm zu vergleichen,
An unerhörtem Unglück, glaub' ich, Keiner.*

Wenn wir im folgenden Briefe und Dokumente zum Leben Kleists betrachten, erfahren wir immer wieder von Lebensplänen, Projekten, die sich hoffnungsvoll anlassen und dann an Intrigen, den Zeitläuften und an ihm selbst scheitern. So kurz sein Leben war (34 Jahre), so hat er doch die meiste Zeit damit verbracht, seine Aufgabe und den Sinn seines Daseins zu finden: Militär, Staatsdienst, Wissenschaft, Philosophie, Musik – bis er endlich seine innere Berufung zum Dichter fand. Dichtung ist Ziel, Inhalt und Ende seines Lebens. Daher wird hier zuerst das Leben vorgestellt, dann die Dichtung nach Themen und Gattungen.

Weite Strecken seines Lebens sind in Dunkel gehüllt. Kleist hat mehrfach im Laufe seines Lebens Briefe, Manuskripte und Papiere vernichtet. Noch in der Nacht vor seinem Tode verbrannten er und seine Gefährtin Papiere. Seine Familie, die ihn als Gescheiterten betrachtete, ihn verurteilte und sich seiner schämte, verbrannte ebenfalls Briefe von ihm. Seine Halbschwester Ulrike, die ihm von allen Geschwistern am nächsten stand und ihn auf vielen seiner Reisen begleitet hatte, vernichtete Briefe von ihm. Viele Briefe an seine Verlobte wurden beseitigt, weil sie nur die Liebenden etwas angingen ... Seine Freunde hüllten sich nach seinem Tode weitgehend in Schweigen. Als Ludwig Tieck sich um den Nachlass bemühte, war kaum noch etwas vorhanden. Und nur selten war jemand zu Berichten und Erinnerungen bereit. So sind wir in vielem auf Vermutungen angewiesen und auf das, was in Kleists Dichtung an eigenem Erleben eingeflossen ist.



Kleists Geburtshaus in Frankfurt (Oder). Es wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört (Holzschnitt 1924, links). Major Joachim Friedrich von Kleist, Heinrichs Vater.

Unsicher ist schon das Geburtsdatum. Das Kirchenbuch gibt den 18. Oktober 1777 an, Heinrich und seine Familie feierten seinen Geburtstag jedoch immer am 10. Oktober. Selbst auf den Grabsteinen erschienen widersprüchliche und wechselnde Daten.

Kleists Familie lebte in militärischer Tradition. Viele seiner Vorfahren waren Generäle. Und dennoch gab es die Wendung: »Alle Kleists Dichter«. Das ist reichlich übertrieben, aber es gab den Dichter Ewald von Kleist, dessen Denkmal der junge Heinrich in Frankfurt bewundern konnte, und Franz von Kleist, den Verfasser von Unterhaltungsromanen.

Über die Kindheit Kleists wissen wir so gut wie gar nichts. Schulfreunde gab es nicht, die Geschwister hüllten sich über das missratene Familienmitglied in Schweigen. Einmal verschenkte er Geld, das er für sich erbeten hatte, an einen Freund, »der es noch viel notwendiger brauchte« – immer wieder wird er in seinem Leben dem Herzen und dem Gefühl folgen. Kleist erhielt gemeinsam mit seinem Vetter Karl von Pannwitz Privatunterricht. Er selbst war ein aufgeweckter, schnell lernender Schüler – im Gegensatz zu seinem Vetter, der sich alles mühsam erarbeiten musste. Ob beide wirklich als Kinder den gemeinsamen Freitod verabredet hatten, wie später berichtet wurde, muss ungesichert bleiben. Karl jedenfalls erschoss sich im Jahre 1795.

Heinrichs Vater verstarb früh, 1788. Eine Bitte der Witwe an den preußischen König Friedrich Wilhelm II. um eine »gnädige Unterstützung« wurde abgelehnt. Heinrich kam als Elfjähriger nach Berlin in eine Internatsschule und trat mit knapp 15 Jahren – ganz im Sinne der Familientradition – als Gefreiter in das preußische Garderegiment in Potsdam ein. Er nahm am Feldzug gegen Frankreich teil, der mit einer schweren Niederlage endete. Die anfängliche Kriegs- und Militärbegeisterung Kleists schlug bald um.

An seinen ehemaligen Hauslehrer schreibt er am 19. März 1799:

Denn eben durch diese Betrachtungen wurde mir der Soldatenstand, dem ich nie von Herzen zugetan gewesen bin, weil er etwas durchaus Ungleichartiges mit meinem ganzen Wesen in sich trägt, so verhaßt, daß es mir nach und nach lästig wurde, zu seinem Zwecke mitwirken zu müssen. Die größten Wunder militärischer Disziplin, die der Gegenstand des Erstaunens aller Kenner waren, wurden der Gegenstand meiner herzlichsten Verachtung; die Offiziere hielt ich für so viele Exerziermeister, die Soldaten für so viele Sklaven, und wenn das ganze Regiment seine Künste machte, schien es mir als ein lebendiges Monument der Tyrannei. Dazu kam noch, daß ich den übeln Eindruck, den meine Lage auf meinen Charakter machte, lebhaft zu fühlen anfang. Ich war oft gezwungen, zu strafen, wo ich gern verziehen hätte, oder verzieh, wo ich hätte strafen sollen; und in beiden Fällen hielt ich mich selbst für strafbar. In solchen Augenblicken mußte natürlich der Wunsch in mir entstehen, einen Stand zu verlassen, in welchem ich von zwei durchaus entgegengesetzten Prinzipien unaufhörlich gemartert wurde, immer zweifelhaft war, ob ich als Mensch oder als Offizier handeln mußte; denn die Pflichten beider zu vereinen, halte ich bei dem jetzigen Zustande der Armeen für unmöglich.

Und doch hielt ich meine moralische Ausbildung für eine meiner heiligsten Pflichten, eben weil sie, wie ich eben gezeigt habe, mein Glück gründen sollte, und so knüpft sich an meine natürliche Abneigung gegen den Soldatenstand noch die Pflicht, ihn zu verlassen.

Der Kasernendienst war stumpfsinnig und brutal, schlimmer aber war das Ziel: die Ausbildung zum Töten. Schon am 25. Februar 1795 (während des Feldzuges) hatte er an Ulrike geschrieben:

Gebe uns der Himmel nur Frieden, um die Zeit, die wir hier so unmoralisch töten, mit menschenfreundlicheren Taten bezahlen zu können! –

Zeit, in der wir töten, Zeit, die wir töten, beides scheint Kleist sinnlos, beides aber ist für ihn der Sinn des Militärs, das er immer mehr verabscheut. – Das Regiment kehrte nach Potsdam zurück. Kleist fand Freunde und suchte in der Musik Ablenkung vom geistlosen Kasernenalltag. Im Hause seiner Verwandten Marie von Kleist (der einzigen aus der Familie, die bis zu seinem Tode und darüber hinaus zu ihm stand) traf er auch auf preußenkritische Beamte und Militärs.

Kleist hat immer wieder Lebenspläne aufgestellt und zu verwirklichen gesucht. Dabei ließ er sich nicht von materiellen Interessen leiten, sondern suchte nach Glück, Erfüllung, Dienst an der Gemeinschaft, Tugend. Er suchte »den sichern Weg des Glücks zu finden und ungestört – auch unter den größten Drangsalen des Lebens – ihn zu genießen« – so der Titel eines Aufsatzes, den er mit etwa 22 Jahren schrieb. Wer, so Kleist, sein Glück etwa im Reichtum sucht und findet, der kann es dann nicht mehr genießen, wenn er in Armut fällt. Im Essen und Trinken kann man keine Erfüllung finden, wenn man hungert und durstet. Wer aber sein Glück in der Tugend und der Ausübung von Tugenden findet, der kann es unter allen Umständen genießen.

Schon während seines Militärdienstes befasste sich Kleist mit Naturwissenschaften und Philosophie. Besonders Mathematik interessierte ihn. Gleichzeitig aber war er »einer der größten Virtuosen auf der Klarinette«, wie nach seinem Tode der Dichter Clemens Brentano bemerkte. Er und seine Freunde zogen einmal, als Musikanten verkleidet, durch den Harz und lebten nur von ihren Auftritten. Und Kleist konnte stolz an seinen Freund Ernst von Pful schreiben: »Ich kann ein Differentiale finden, und einen Vers machen; sind das nicht die beiden Enden der menschlichen Fähigkeit?« Kunst und Wissenschaft



Das von Kleist gehasste
Exerzieren (Abbildung links).
Uniformen des Regiments,
in dem Kleist diente.

als die beiden Bedingungen der Persönlichkeit. Später aber wird ihm der Generaladjutant des Königs in dessen Auftrag vorwerfen, dass er »Versche gemacht« habe. Uniform und Kunst – das ging nicht nur in Preußen nicht so recht zusammen. Kleist beschließt, das Militär zu verlassen und zu studieren. Für die Familie ein Schock: Wovon will er leben, wenn nicht vom Militär? Er solle dann doch wenigstens auf den Staatsdienst hinarbeiten oder Jurist werden. Und ob er denn nicht seine Beziehungen nutzen wolle? Heinrich antwortet der Familie, dass er keine habe, und wenn, dann würde er sie nicht nutzen. Ein verlorener Sohn ...

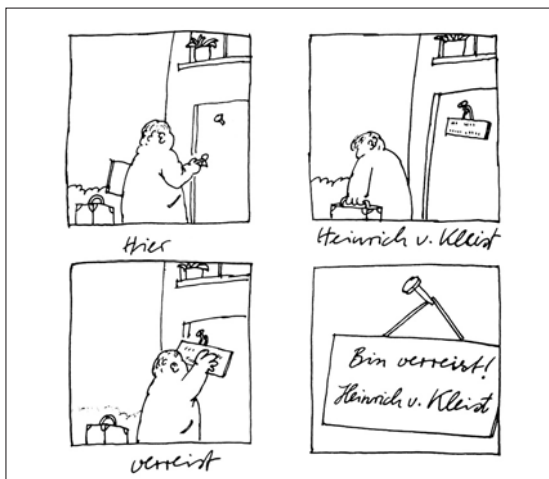
Aber er erreicht seinen Abschied vom Militär, muss jedoch versprechen, nicht in fremde Dienste zu treten oder in die Armee rückkehren zu wollen. Beides fällt ihm leicht. Er erhält das notwendige Dokument, schwingt sich aufs Pferd und reitet direkt nach Frankfurt, stößt seinen verehrten Lehrer Martini im Konzert auf und teilt ihm mit, dass er nun studieren wolle.

Reisen und Suchen | 1799–1801

Studium und Verlobung

Er hat viel nachzuholen. Als Studienziel gibt er »die Rechte« an, widmet sich aber weiter vor allem den Naturwissenschaften und der Philosophie. Er will alles auf einmal und alles perfekt. Und er möchte, dass auch andere perfekt werden. Seinen Geschwistern und den Töchtern der befreundeten Generalfamilie Zenge erteilt er Unterricht in deutscher Sprache, die sie nur fehlerhaft beherrschten. Auch Vorlesungen über naturwissenschaftliche Themen hält er ihnen, und wehe, sie sind unaufmerksam! Das Gegenteil mag nicht immer leicht gewesen sein, denn Kleist war sprachlich gehemmt bis zum Stottern und in Gesellschaft oft geistesabwesend.

Der Unterricht hat einen unerwarteten Nebeneffekt: die Verlobung mit einer der Zuhörerinnen, mit Wilhelmine von Zenge, die von den künftigen Schwiegereltern mit der Bedingung gebilligt wird, dass eine Heirat erst erfolge, wenn Kleist es zu etwas gebracht habe.



Für seine Karikatur (1976) hat Robert Gernhardt Kleist natürlich nur des Reimes wegen gewählt. Aber Kleist war wirklich immer auf Reisen.

Die Liebesbriefe Kleists kann man eigentlich so nicht nennen. Sie sehen so aus:

1. Wenn jemand einen Fehler, von welchem er selbst nicht frei ist, an einem anderen tadelt, so hört man ihm oft antworten: du machst es selbst nicht besser und tadelst doch andere? – Ich frage: darf man darum nie einen Fehler an anderen tadeln, weil man ihn selbst beging?
2. Was für ein Unterschied ist zwischen *rechtfertigen* und *entschuldigen*?
3. Wenn beide, Mann und Frau, füreinander tun, was sie ihrer Natur nach vermögen, wer verliert von beiden am meisten, wenn einer zuerst stirbt?
4. Eine Frau kann sich die Achtung und das Vertrauen ihres Mannes erworben haben, ohne sein Interesse zu besitzen. Wodurch gewinnt und erhält sie sich dieses?

Die arme Wilhelmine muss also Hausaufsätze schreiben, die er streng prüft und korrigiert. Immerhin verzichtet er wohl auf Zensuren (ihre Antworten sind nicht erhalten). Sie schreibt an ihren späteren Gatten, den Professor Krug:

Meine Ausbildung und Veredlung lag ihm sehr am Herzen. Wenn er aus dem Collegia kam, so beschäftigte er sich eine Stunde mit mir. Er gab mir interessante Fragen auf, welche ich schriftlich beantworten mußte, und er korrigierte sie. Er gab mir nützliche Bücher zu lesen, und ich mußte ihm meine Urteile darüber sagen, oder auch Auszüge daraus machen. Er las mir Gedichte vor, und ich mußte sie nachlesen oder französisch übersetzen. Auch schärfte er meinen Witz und Scharfsinn durch Vergleiche, welche ich ihm schriftlich bringen mußte.



Kleists Verlobte Wilhelmine von Zenge (um 1800)

Nach Liebe und der Aussicht auf Eheglück klingt das nicht. Aber wir kennen auch nur die Briefe, die übriggeblieben sind – »echte« Liebesbriefe hat Wilhelmine wegen ihres zu leidenschaftlichen Tons verbrannt. Aber auch in erhaltenen öffnet er sein Herz:

Ich will kein Amt nehmen. Warum will ich es nicht? [...] Ich kann nicht eingreifen in ein Interesse, das ich mit meiner Vernunft nicht prüfen darf. Ich soll tun, was der Staat von mir verlangt, und doch soll ich nicht untersuchen, ob das, was er von mir verlangt, gut ist. Zu seinen unbekanntem Zwecken soll ich ein bloßes Werkzeug sein – ich kann es nicht. Ein eigener Zweck steht mir vor Augen, nach ihm würde ich handeln müssen, und wenn der Staat es anders will, dem Staate nicht gehorchen *dürfen*. [...] nein, Wilhelmine, es geht nicht, ich passe mich für kein Amt.

Wer so etwas an seine Verlobte (13. November 1800) schreibt, der nimmt sie ernst. »Ich passe mich für kein Amt« – das heißt, ich passe nicht dazu und ich passe mich nicht an.

Die Würzburger Reise

Im August 1800 verlässt Kleist überraschend Frankfurt (Oder), reist nach Berlin und kündigt seiner Schwester eine Reise an, von der sein Glück, vielleicht sogar sein Leben abhängt. Auch Wilhelmine erhält geheimnisvolle oder geheimnistuerische Briefe über Ziel und Zweck des Unternehmens. Kleist holt in Pasing einen Freund ab, mit ihm schreibt er sich dann in Leipzig unter falschem Namen (Klingstedt – alle Buchstaben seines Nachnamens sind enthalten) an der Universität ein, um Reisepässe zu erhalten. Eine Reise durch Deutschland war damals eine Reise durch viele Staaten.

Schließlich treffen sie, nachdem sie ihr Ziel mehrfach geändert haben, in Würzburg ein und halten sich dort über einen Monat auf. Warum? Darüber ist



Verbürgte Lebensstationen Kleists

viel gerätselt worden. War Kleist ein militärischer oder Industriespion? Unterzog er sich einer Operation, die ihn zur Ehe fähig machen sollte? Wollte er sein Glück im Spiel versuchen? Trat er gar der Geheimgesellschaft der Freimaurer bei? Für alle diese Vermutungen gibt es Argumente, aber auch gegen alle. Klarheit ist wohl nicht mehr zu bekommen.

Kleist hatte vermutlich gar kein Ziel – er hoffte eins zu finden. Seine Suche wird ihn immer wieder zum Reisen und zum Abschied treiben. Eine Karte seines Lebensweges ergibt ein verwirrendes Netz: Wir kennen nicht immer Ziel und Zweck seines Weges. Und Kleist selbst tat alles, andere im unklaren zu lassen: dunkle Andeutungen in seinen Aufzeichnungen, vor allem aber auch deren Vernichtung.

Denke nicht darüber nach, und halte Dich, wenn die Unmöglichkeit, mich zu begreifen, Dich beunruhigt, mit blinder Zuversicht an Deinem

Vertrauen zu meiner Redlichkeit, das Dich nicht täuschen wird, *so wahr Gott über mich lebt.*

Einst wirst Du alles erfahren, und mir mit Tränen danken.

BRIEF AN WILHELMINE VOM 3. SEPTEMBER 1800

Nun, Wilhelmine hat den Zweck der Reise nie erfahren, und auch sonst niemand. Hier taucht eines der Grundthemen Kleists auf: das unbedingte Vertrauen in den Geliebten oder die Geliebte, auch wenn der Augenschein dagegen spricht.

Lebenskrise

Nach seiner Rückkehr bittet Kleist den Minister Struensee in Berlin um die Möglichkeit, den Sitzungen der »technischen Deputation« beiwohnen zu dürfen, um sich auf ein Amt vorzubereiten. Aber er erkennt schnell, dass er dafür nicht geschaffen ist, und verzichtet auf die angebotene Aufnahme in den Staatsdienst.

Aber was tun? Kleist ist nicht vermögend. Ein Amt aber will er auch nicht. Damit wird auch die Heirat mit Wilhelmine unmöglich. Erstmals taucht in ihm der Gedanke auf, dichterisch tätig zu werden. Er sammelt Ideen, Vergleiche, sprachliche Bilder, die dann immer wieder in seinen späteren Werken auftauchen werden. Aber seine Stimmung verdüstert sich. Seine Beschäftigung mit der Philosophie seiner Zeit führt ihn zu der bitteren Erkenntnis, dass wir eben nichts Gütiges erkennen können:

Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urteilen müssen, die Gegenstände, welche sie dadurch erblicken, *sind* grün – und nie würden sie entscheiden können, ob ihr Auge ihnen die Dinge zeigt, wie sie sind, oder ob es nicht etwas zu ihnen hinzutut, was nicht ihnen, sondern dem Auge gehört. So ist es mit dem Verstande. Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint.

BRIEF AN WILHELMINE, 22. MÄRZ 1801



Kleist sieht das eigentliche Urteilsvermögen im Gefühl, im Herzen, im Vertrauen, auch wenn die Logik anderes als richtig erscheinen lässt. Kleist reagiert auf seine verzweifelte Situation wie dann noch oft in seinem Leben: mit einer Reise, die mehr einer Flucht gleicht.

Wir wissen nicht sicher, ob das Bild (um 1800) tatsächlich Ulrike von Kleist zeigt.

Reise nach Paris

Als Zweck dieser Reise gibt er wissenschaftliche Studien an, dies aber nur, um einen Pass zu erhalten. In Wirklichkeit sah er sich »auf einer Reise ins Ausland begriffen, ohne Ziel und Zweck, ohne begreifen zu können, wohin mich das führen würde«.

Seine Halbschwester Ulrike begleitet ihn – in Männerkleidern, in denen sie glaubhaft wirkt. Nur ein blinder Musiker redete sie mit »Madame« an.

Auf der Hinfahrt entgehen sie knapp dem Tode: Ein Eselsschrei bringt ihre Kutschpferde zum Durchgehen, sie stürzen. »Und an einem Eselsgeschrei hing ein Menschenleben? Und wenn es nun in dieser Minute geschlossen wäre, *darum* also hätte ich gelebt?« – In der Großstadt findet Kleist zunächst Unterhaltung, Ablenkung und Betäubung, aber dann wirkt Paris immer abstoßender auf ihn: »Verrat, Mord und Diebstahl sind hier ganz unbedeutende Dinge«, die niemandem bemerkenswert erscheinen. »Auch ist es etwas ganz Gewöhnliches, einen toten Körper in der Seine oder auf der Straße zu finden.« Die Stadt ist schmutzig und verkommen, die Bewohner sind gleichgültig, roh und kalt. Hier ist keine Ruhe, hier ist kein Ziel zu finden. Und Kleist fühlt sich immer mehr der Losung des Philosophen Rousseau verbunden: »Zurück zur Natur!« – Er beschließt, in der Natur, auf dem Lande zu leben und seiner Verlobten das Dasein einer Bäuerin anzubieten. Es gilt, ein entsprechendes Landgut zu finden.